DER STURM

MONATSSCHRIFT FÜR KULTUR UND DIE KÜNSTE

SECHSTER JAHRGANG 1915

Gabriele Münter: Zeichnung

Reprinted by permission of Sina Walden, München
by
KRAUS REPRINT
a Division of
KRAUS-THOMSON ORGANIZATION LIMITED
Nendeln/Liechtenstein
1970

Printed in Germany
Lessingdruckerei Wiesbaden

DER STURM

HALBMONATSSCHRIFT FÜR KULTUR UND DIE KÜNSTE

Redaktion und Verlag	Herausgeber und Schriftleiter	Ausstellungsräume
Berlin W 9 / Potsdamer Straße 134 a	HERWARTH WALDEN	Berlin W 9 / Potsdamer Straße 134 a

SECHSTER JAHRGANG 1915 — BERLIN ERSTES UND ZWEITES APRILHEFT — NUMMER 1/2

Inhalt: **Herwarth Walden**: Jos. & Joseph / **August Stramm**: Weltwehe / **Adolf Knoblauch**: Die schwarze Fahne / **Aldo Palazzeschi**: Gedichte / **Friedrich Karinthy**: Der Zirkus / **Kurt Heynicke**: Die Träume / **John Landquist**: Die Rechtfertigung eines Irren / **Herwarth Walden**: Baumeister Solness / **Gabriele Münter**: Zeichnung / **Joseph Capek**: Originallinoleumschnitt / **Birnbacher**: Originallinoleumschitt

Gabriele Münter: **Zeichnung**

Jos. & Joseph

Von Jos. Aug. Lux (München)
Frankfurter Zeitung 1. Februar 1914

Von Joseph Aug. Lux
B. Z. am Mittag 18. März 1915

Was ist Expressionismus? Brief an einen jungen Maler ins Feld

Zu welchen Zielen treibt nun die neue Kunst, die sich Expressionismus nennt? Einer fragt den Andern, und Keiner weiß es zu sagen, obzwar die Wahrheit wie immer ganz einfach ist. In allen Ekstasen und Fiebern hat die Sehnsucht dieser neuen Kunst doch nur das eine Ziel, jene letzten Höhen der Vollendung zu erklimmen, wo der mystische Duft aus den feinsten Blüten entströmt. Es ist die Höhe der altmeisterlichen Kunst, die wir u. A. auch von Holbein verkörpert sehen. Aber sie ist nicht zu erreichen, indem man die heutige Entwicklung umgeht, und sich einfach bei den Meistern der vorimpressionistischen Zeit ansiedelt. Das ist ein billiger Triumph, der geradewegs zu Kitsch und Nachahmung führt. Es hilft nichts, nur durch den Impressionismus und seine neue Phase hindurch kann das Heil kommen. Es gibt kein Umkehren, es gibt nur ein Vorwärts! . . . Allerdings muß man es auch verstehen, die Qualität in den heutigen und vielfach noch ungewohnten Erscheinungsformen zu kennen.

Sie sind kein singulärer Fall, sondern eine Zeiterscheinung. Wie es Ihnen erging, so steht es fast um alle Begabungen, die in den letzten Jahren als Kubisten, Futuristen, Expressionisten oder Sezessionisten auszogen, die neue Kunst zu entdecken. Sie taten kraftgenialisch, aber es war nicht die Gebärde der Kraft, sondern der Schwäche, die beim Bluff eine Zuflucht sucht. Anstelle des positiven Könnens mußte die individuelle Note herhalten . . . und schließlich mußte sich herausstellen, daß auch ihre Individualität ein Trug war. Ein Haschen nach Effekt, nach Sensation, ein technischer Kniff, nichts weiter. Daran muß das stärkste Talent zugrunde gehen . . . denn Sie fühlten, daß Sie selbst am Ende waren, wie fast alle Modernen, die sich gestern blähten, und sich größer als Buonarotti, Holbein und Leonardo dünkten, und heute so wesenlos und nichtig aussehen, als wären sie nie gewesen.

Herr Jos. Aug. Lux aus München (er wird wohl wissen, warum er nicht aus Wien sagte) hat sich jetzt zu einem stattlichen Joseph Aug. Lux (unbekannten Aufenthalts) entwickelt. Einer fragt den Andern, der Jos. den Joseph, und Keiner weiß es zu sagen, obzwar die Wahrheit wie immer ganz einfach ist. Früher wechselte Herr Jos. seinen Aufenthaltsort, da der Frieden Freizügigkeit gestattete. Heute im Kriege siedelt er sich einfach bei den Meistern der vorimpressionistischen Zeit an. Früher dünkte Jos. die neue Kunst auf der altmeisterlichen Höhe eines Holbein zu sein. Gestern, sagt Joseph, dünkten sich die Maler der neuen Bewegung größer als Holbein. Trotzdem sie Jos. nur gleich groß dünkten, während sie Joseph heute wesenlos und nichtig dünken. Während den Vertretern der neuen Bewegung Herr Jos. noch gar nichts dünkt, trotzdem er sich indessen zum keuschen Joseph entwickelt hat. Obzwar die Wahrheit wie immer ganz einfach ist. Am 1. Februar 1914 wollte die Frankfurter Zeitung wissen, was Expressionismus ist. Am 18. März 1915 wollte die B. Z. am Mittag vom Expressionismus nichts mehr wissen. Wissen und Nichtwissen bringt Geld. Ob man sich von dem Nichtwissenden das Wissen oder Nichtwissen erklären läßt, beides kann nicht wider besseres Wissen sein, da man auch das Nichtwissen hierzu besser wissen müßte. Als Herr Joseph noch der kleine Jos. war, täuschte er der Frankfurter Zeitung vor, daß er wüßte, was Expressionismus ist. Es war eine Vortäuschung, denn jetzt nach dreizehn Monaten weiß er es immer noch nicht. Aber er verschwieg der B. Z. am Mittag, daß er in der Frankfurter Zeitung vor dreizehn Monaten anders nicht wußte. Damals nannte er fast alle Namen fast aller Begabungen, diesmal verschwieg er sie. Warum sollte nicht schließlich auch ein Maler von München nach Berlin gekommen sein, der sich einst über seine Begabung in Frankfurt durch Hern Jos. aufklären ließ. Aber Maler lesen keine Zeitungen, selbst wenn sie von oder mit Herrn Joseph handeln. Ich lese diesen Handel wegen der Wissenschaft um die Kunst, die die Kunst durch die Wissenschaft verhandelt. Ich sammle Bilder, aber die Zeitungen sammeln sich bei mir und ich habe ein Gedächtnis, das mich beim großen Joseph an den kleinen Jos. erinnert. Die Gegensätze berühren sich, sagt Herr Joseph. Von einem sehr begreiflichen Kontrastbedürfnis spricht Herr Jos. Ich habe es auch. Ich will seine Gegensätze in einen unbegreiflichen Kontrast bringen, und man wird finden, daß sich seine Gegensätze nicht berühren: „Man kann sich dabei leicht vorstellen, daß der Künstler eines Tages das Bedürfnis hatte, aus der weichen und verschwommenen Flächenbehandlung herauszukommen, und den Versuch einer dreidimensionalen Tiefenwirkung zu machen. Kurz, er will in seinem Bild . . . vielleicht aus einer augenblicklichen Laune, wahrscheinlich aber aus einem sehr begreiflichen Kontrastbedürfnis heraus wieder einmal harte Körperlichkeit darstellen, um von der künstlerischen (nicht pathologischen!) Hysterie des impressionistischen Farben- und Liniensensitivismus auszuruhen und sich zu erholen." Nachdem Herr Jos. sich dreizehn Monate erholt hat, schreibt er am 18. März 1915 „Je verrückter, desto besser. Leider ist die Sache garnicht so verrückt, als sie tut; sie ist nur schlau berechnet. Das Primitive ist der letzte Trumpf, damit ist jede Kontrolle auf Können oder Nichtkönnen ausgeschaltet. Man verspürt wieder Lust, auf allen Vieren zu kriechen. Man malt wie die Kinder, wie die Wilden, wie die Paralytiker. Psychose ist ja dabei, wie in allen Entartungen: Primitivität und Hysterie; die Gegensätze berühren sich."

Der Hysteriker findet immer die Anderen hysterisch, trotzdem ich nicht einmal an die Lux-Hysterie glaube. Seine Krankheit ist mir zu gesund, zu metallisch. Ihm fehlt nur der Arzt seiner Ehre. Sie ist aber nur metallisch zu kurieren. „Allerdings muß man es auch verstehen, die Qualität in der heutigen und vielfach noch ungewohnten Erscheinungsform zu erkennen," sagt Herr Jos. „Das Primitive ist der letzte Trumpf, damit ist jede Kontrolle auf Können und Nichtkönnen ausgeschaltet," sagt Herr Joseph. Es ist manchmal peinlich, wenn Kontrolleure kontrolliert werden. So ein Kontrolleur dünkt sich manchmal zu sicher. Eines Tages kommt immer der Revisor und stellt fest, daß der Kontrolleur hatte, was er nicht sollte, und daß er nicht sollte, was er nicht hatte. Aber das Geschäft war richtig. „Sie denken darum mit Recht ziemlich geringschätzig von dem gestern Geschaffenen, das nicht Ihre eigene persönliche Sache war, sondern eine Pariser Mode der Malerei, die nichts mit unserem Geist und unserem Blut zu tun hat, ein schlecht assimilierter Fremdstoff, der nur den Snob entzückt, und heute bereits den leisen Zug der Lächerlichkeit trägt," sagt Herr Joseph. Aber Herr Jos., der Snob, sagt über den Kubismus: „. . . hat den jungen Maler Mut gemacht, größere Farben- und Formpartieen in den Bildern wieder kräftig zusammenzufassen, allerdings nach dem inneren Gesetz einer harmonikalen Symbolik. Sie hat ferner die Entwicklung vor der Gefahr einer zu großen Aetherisierung und Weichlichkeit bewahrt, indem sie ihr wieder feste Knochen gegeben hat". Psychose, vaschtehste? „Nach mancher Korrektur ist im Resultat das zum Stärkeren gebracht worden, was sich bei Cézanne bereits angekündigt hat . . . unter den deutschen Künstlern, die sich an diesem Beispiel gestärkt und gefördert haben sind, . . . um nur einige zu nennen. Alle zusammen sind ein Beweis, daß in dem überwundenen Kubismus ein Entwicklungskeim steckte, der in der Tat schöne Blüten getrieben hat." Daß Herr Jos. diese Blüten zu riechen glaubte, trägt Herrn Joseph jetzt die lange Nase ein. Sie kann nach meinem Belieben länger werden. Zum Beispiel: Herr Jos.: „Die Entwicklung geht somit von van Gogh und Cézanne weiter über Matisse und alle Neueren, die unbeschadet ihrer persönlichen Eigenart das Geheimnis durch die rhytmische Farbeninstrumentation und sensitive Linie zu verkörpern versuchen, die Träger und zugleich Erreger feinster geistiger und physischer Strahlung ist, die irgendwie mit den kosmischen Kräften zusammenhängen." Herr Joseph: „Diese Primitiven malen wie die Mondsüchtigen im Trance, mediumistisch; eine Nervenkunst, die eigentlich Neurasteniker-Kunst ist, voll Ohnmachten."

Dreizehn Monate sind eine lange Zeit. Ich habe gezeigt, wie aus dem schüchternen Jos. ein keuscher Joseph sich entwickelte. Und wenn nach abermals dreizehn Monaten sich auch der Aug. zu einem dummen August ausgewachsen hat, dann wird der August so klug geworden sein, an den kleinen Jos. zu denken. Er wird sich gern den Mantel von der Berliner Firma entreißen lassen, trotzdem sie keine Potiphargelüste nach oesterreichischen Journalisten hat, die sie in allen Vornamen besitzt. Er wird sich gern den Mantel entreißen lassen, denn überall gibt es Konfektion. Man zahlt nicht nur in Berlin die höchsten Preise.

Herwarth Walden

Weltwehe

August Stramm

Nichts Nichts Nichts
Haucht
Nichts
Hauchen
Nichts
Hauch
Wägen
Wägen wegen
Wegen regen
Stauen
Lauen
Weben schweben wallen ballen
Warmen
Biegen bogen
Wärmen
Drehen drehen
Dunsten
Streifen glimmen
Fachen
Hitzen

Glühen
Wellen
Sieden brodeln rauschen brausen
Züngeln springen
Flammen spritzen
Platzen
Knattern knallen krachen
Tausend
Null Null Null
Tausend
Null
Milliarden
Null Null Null
Weißen
Lichten
Kreisen kreisen
Bahnen
Fliegen
Kreisen kreisen
Rollen
Kugeln
Kugeln kugeln
Glatten
Kugeln
Platten
Kugeln
Kreisen
Kugeln
Dichten schichten wichten walzen wälzen
Festen
Kreisen
Pressen
Kugeln
Schmieden
Kreisen
Kernen
Kugeln
Kern.
Halten fassen kraften schwingen
Ruhen reißen sprengen
Heben senken falten
Schieben wogen
Starren
Heißen
Beben
Schweißen
Beben
Leben
Atmen
Leben
Leben leben
Zeugen
Bären
Leben leben
Blühen
Wachsen
Leben leben
Brennen
Starken
Marken
Rollen rollen
Leuchten trocknen feuchten lichten
Streben ranken
Tönen
Ringen
Kämpfen
Ringen
Ringen
Können
Wollen
Können
Schwanken
Können
Wollen
Blühen
Wollen
Rollen

Können
Kranken
Placken racken ächzen
Rollen
Wollen
Lallen
Wollen wollen
Ranken
Wollen wollen
Rollen
Drehen wehen rollen
Wollen wollen
Stürmen wollen
Drehen
Matten
Wollen
Matten
Rollen drehen
Wehen wehen
Wollen
Kreisen
Engen
Kreisen
Engen
Schwanken
Wanken
Zittern
Schwingen
Wiegen kreisen engen lockern
Trudeln krudeln
Trudeln
Schlacken
Lockern
Schlacken
Bröckeln
Aschen
Trollen trollen
Aschen
Trollen trollen
Sollen
Wollen
Stocken reißen
Sacken rasen
Rasen
Sprengen
Platzen
Schmettern
Stäuben stäuben stäuben
Schweben
Weben
Wallen
Weben
Fallen
Wegen
Reigen
Wolken
Schleichen
Flaken
Weiten
Flaken
Wachten
Steinen
Nachten
Nebeln
Nachten
Weiten
Nachten nachten
Losen
Nachten nachten
Lösen
Nachten nachten
Raumen
Nachten nachten
Zeiten
Nachten
Weiten raumen zeiten
Nachten

Zeiten zeiten
Nachten
Zeiten
Nachten
Weiten
Weiten
Nichts Nichts Nichts
Nichts.

Die schwarze Fahne

Eine Dichtung

Adolf Knoblauch

Fortsetzung

Stärke

Bran spricht mit lauter Stimme vor seinem Fenster aufrecht stehend Rhythmen aus dem „Glühenden“ von Alfred Mombert und achtet nicht weiter auf die Vorgänge in der Wohnung.

Man klopft wieder an seine Tür und herein drängen das Fräulein mit den Anderen, und alle verlangen aufs Neue den armen traurigen Brief, als handele es sich um ein Gerichts-Dokument oder ein kostbares Geheimpapier. Das Fräulein ruft lärmend in die stille Arbeitszelle hinein, daß der Leutnant nicht an die Harmlosigkeit des Briefes glaube und verlange, daß Bran ihn herausgebe. Sie müsse in zehn Minuten damit beim Herrn Leutnant sein.

Zwischen den Leuten drängt Frau Lise, die vergeblich sich auf Zehenspitzen gestellt hat, um sich bemerkbar zu machen, und die Anderen machen unwillkürlich der schmalen mädchenhaften Frau Platz. Sie bittet Bran höflich, ihr den Brief zu geben, sie verspreche, ihn mit ihrem Mann zusammen zu lesen.

Bran entnimmt schweigend den Brief der Schieblade und legt ihn gefaltet in Frau Lisens Hand. Sie sieht das Papier einen Augenblick prüfend an und strafft sich steif und feierlich zu militärischer Geradheit. Ihre kluge angenehme Stimme hat die moralische Ueberheblichkeit der Strenge angenommen, ähnlich der des Herrn Assessors: „Im Auftrage meines Mannes bitte ich Sie, zu erklären, daß dies Dokument wirklich jener Brief ist, den Sie während meiner Reise an mich schrieben. Werden Sie vor Gericht beschwören, daß ich nur zwei oder drei mal und immer in Gegenwart Anderer mit Ihnen zusammen war und dann nur über literarische Angelegenheiten sprach; beschwören Sie endlich, daß ich nie durch Blick oder Gebärde Sie dazu angeregt habe, mir näher zu treten, oder gar einen Brief zu schreiben. Beschwören Sie das?“

Bran hält das Gesicht vorwärts geneigt, damit Niemand seine Miene beobachten kann. Er schweigt, und als er sich wieder hochrichtet, ist sein schmales, großes, deutsches Gesicht ganz weiß, bis an das lang herniederfallende umrahmende braune Haar.

Sein Blick ist innerlich schauend und geht inwendig schauend über die Köpfe der vor ihm drängenden Leute hinweg und durch sie hindurch. Seine bündige Erwiderung ist, daß er grundsätzlich nicht schwüre, ebenso jedes Ehrenwort ablehne. „Es genügt, wenn Sie meinen Brief lesen und alle unberechtigten Wünsche an meine Person endlich fallen lassen.“

Frau Lise ist sehr bleich geworden und als Bran in ihre Augen zu blicken versucht, sieht sie verlegen unsicher zur Seite. Und unerwartet dringt Brans helle Stimme zu den Leuten, indem seine feine Gestalt mit der Geberde des Abscheus einen Augenblick zu wanken scheint: „Was tun Sie mit dieser Frau, Sie alle helfen dazu, sie in Stücke zu

reißen." In großer Spannung drängen alle unwillkürlich vor Bran zurück, aber ehe diese Mahnung an die unwilligen und boshaften Herzen rühren kann, ruft Herr Assessor mit der Stimme eines Schutzmanns zu Bran hinüber: „Es ist notwendig, daß Sie sogleich den Herrn Chefarzt vom Sanatorium in seiner Privatwohnung aufsuchen und ihn höflich um seine Begleitung zu Herrn Leutnant bitten. Die Frau Leutnant und ich erwarten Sie dann beim Herrn Leutnant, um Sie wegen des Briefes vor dem Arzt zu konfrontieren."

Die Frist der zehn Minuten ist abgelaufen und alles begibt sich hastig zum Herrn Leutnant mit dem erbeuteten Brief. Frau Hannah bleibt zurück und beginnt schwer mit Stöhnen und Vorsichhinsprechen die Stuben der Leutnantsfamilie aufzuräumen.

*

Die Straße ist vom warmen Südweststurm erfüllt, Bran atmet frei nach dem zwängenden Frost, überall sind schwarze Löcher in den Schnee geschlagen, und er ist zu Klumpen geronnen, zu schmutzigen Hügeln, von denen überall Rinnsale herabtropfen. Große Lachen auf den Bürgersteigen spiegeln die blauschwarzen stählern gewandeten Gewölke . . . Bran steht im hohen langen Empfangssaal des Arzt-Hauses. Feierliches weißes Licht dringt durch die vier schmalen hohen Fenster, schwere dunkle Eichen-Möbel füllen den Raum, ein riesiger dicker Perserteppich verhüllt den Fußboden. Ueber den dunklen langen Tisch zieht sich eine zart bestickte lila-leuchtende Japanseide; an der Längswand gegenüber den Fenstern hängt ein sanfter Wandteppich aus Delhi. Venezianische Kristallgefäße, Majoliken, auf den Truhen und vor der Fensterbreite eine schlanke mannshohe Chinavase aus blauem Porzellan. Im oberen bauchigen Ausmaß umfaßt sie den Himmel, um die zarte Hochform edler zu steigern. Bran vergißt vor der Musik dieser orientalischen Teppiche und Krüge das Elend des abendländischen Egoismus. Süße Blumen, feine Figuren, Früchte des Ramayana, heilige Tiere des buddhistischen Waldes, chinesische himmelumspannende Zartheit stehen unter düsteren Truhen im europäischen Prunkzimmer.

Der Arzt tritt leise ein und verbeugt sich höflich, ein durch schwärzliche Narben zerschlissenes rotes und mageres Gesicht, umrahmt von dichtem schwarzem Bart- und Haupthaar. Bran hat zu dieser kräftigen und düsteren Art sogleich Vertrauen und spricht sich offen über den Leutnant aus. Der Arzt ist orientiert und auf das Verlangen des Assessors, welches Bran ihm mitteilt, antwortet er ablehnend. Der Leutnant stehe im Verhältnis des Patienten zu ihm, mit dessen privaten Angelegenheiten habe er sich nicht zu befassen. Bran entschuldigt seinen Auftrag, der Arzt antwortet: „Wenn Sie wissen, daß Sie keine Schuld haben, so kümmern Sie sich nicht um die ganze Sache."

Bran hört nach der Rückkehr vom Arzt Frau Hannahs Stöhnen in der stillen Wohnung, mit wütenden Schlägen wäscht sie Geschirr in der Küche. Bran geht hinüber. Er will ihr von der Weigerung und dem Rat des Arztes erzählen, von der Notwendigkeit und dem Stolz seines Briefes. Sie lärmt mit den Töpfen im unreinen Wasser, reckt sich schließlich auf und mißt ihn mit dem Blick: „Ich mag Sie nicht mehr bei mir sehen, Sie haben unser Vertrauen so sehr getäuscht, ich glaube nicht an Ihre Harmlosigkeit." Traurig betrachtet Bran diesen bejahrten Kopf im Profil, die Mundwinkel sind weinerlich herabgezogen, breit ist der Mund, eine trübe Bereitschaft zu wüsten Schmähungen, und bei der Anstrengung des Aufwaschens zittert der dünne gelockerte Haarschopf. „Es ist Ihnen gelungen, die arme Frau reinzulegen."

Bran flüchtet in seine Stube.

Der Herr Assessor humpelt steif Stufe für Stufe die Treppe hinauf, Bran ist es, als täte er jeden Schritt feierlich zählend noch bedächtiger als gewöhnlich. Umständlich tritt er in die Küche bei seiner Frau ein. Nach ihm hasten Frau Lise, die Kinder und das Fräulein in die Wohnung.

Das feuchte trübe Wetter bringt einen dunklen Abend, der frühe am Nachmittag schon die Umrisse der Gegenstände dämmernd entzieht. Längst hat Bran auf das deutlicher werdende Hin und Her, auf Rufe über den Flur gehorcht, undeutliche Drohungen, die vor seiner Stube sich auf Lauer legen.

In der Betrachtung dieser winterlichen Frühdämmerung, versenkt Bran den Blick in die schattenhafte Umrisse der benachbarten Hauswand vor dem weichen Himmelgrau und hört Frau Hannah nicht eher in sein Zimmer eindringen, als sie bereits seinen Teller Mittagessen auf den Tisch abstellt. Sie stöhnt laut, mit vorgebeugtem Oberkörper stützt sie die Hände auf den Tisch und sucht Brans Augen in der Dämmerung. Bran blickt in ihr grünlich Gesicht, in das Weiße der Augen, die aus hochgerissenen Lidern glotzen, fahle Wülste ziehen sich um die Nase zum verrunzelten Kinn, sie flüstert mit scharfer Zunge: „Sie haben der Frau Leutnant im Briefe geraten, ihre Ehe aufzulösen, sprechen Sie, ist das wahr?" „Ja, das ist wahr!" antwortete Bran ruhig. Sofort richtet sich Frau Hannah zur vollen Größe auf und ruft hohnvoll: „Das wollte ich von Ihnen bestätigt haben, ich glaubte nämlich nicht, was mein Mann eben über Ihren Brief sagte, was ich aber gleich ahnte. Sie sind ein Lump oder Sie sind verrückt. Pfui . . ."

Sie geht ohne die Tür hinter sich zu schließen, und Bran riegelt sie vor seiner armen Dunkelheit ab, vor seiner großen Trauer, und während sie draußen in ihren Stuben über seinen Namen „Gemeinheit" ausrufen, flüstert Bran langsam ein Paar Worte Momberts, die er in der Frühe gelesen hat:

„Stirb! Der Eine stirbt,
daneben der Andere lebt
das macht die Welt so tiefschön."

Bran steigt hinab in die Kiefern-Waldnacht zum See. Die Starrheit des Waldes erhebt sich über dem verschneiten Boden, aber der See ist nicht gefroren, und seine schöne Uferlinie umfaßt die tief schwarze sammetne Pracht des unbewegten Wassers. Im Osten, über dem starren durchschimmernden Wald, seinen schwarzen klaren Wipfeln der Höhe, flammt der rote Schein der fernen Großstadt im durchsichtigen Nebel und spiegelt blutig auf der regungslosen Dezember-Finsternis, der Blätterlosigkeit und der Entferntheit alles rufenden und fliegenden Lebens, bewahrt nur noch der See ein schwaches, bald erstarrendes Wallen. Aber in ihm beschwört Bran die Mütter, zu denen er hinabsteigt, diese umfassenden erhabenen Wesen, die e b e n s o die Generationen in ihren erdherben Armen umschließen, w i e das pochende Herz des Vögelchens, das vom feindseligen Stein blutend getroffen wurde. Schön, unbeweglich klar liegt die weite mächtige Tafel und Bran besinnt sich, wo er ein gleich feierliches Oval schon einmal sah: Frau Lisens mütterliches Auge öffnet sich herztief vor ihm, in alle Tiefe des Sees blickt er hinab. Und der See wird zu einem wehend gespreiteten, fliegenden Tuch, zum Mantel, den die Mütter webten für den lieben Sohn, damit er sich darein hülle auf der fernen kalten Erdumwanderung.

Der See wird zu einem brennenden ovalen Schild, zum kriegerischen Abbilde der Flammen des Hochgestirns, der großen Kraft des Menschen, die den Planeten bestrahlt. Aber seine Kraft wird zum Blumenblatt, zur ehernen M a n d o r l a, in deren Klarheit der Christus erscheint, um tausend Jahre lang die Welt zu richten. Und die Mandorla wird zum Auge der O r a n t a des christlichen Morgenlandes, zur weiblichen sanften Mittelsform alles Geistigen des Menschen.

Innig dankbar neigt sich Bran vor dem strengen Bilde unter freiem Nachthimmel und nimmt Abschied von Traum und Stolz um Frau Lisens willen.

Bran erwartet am Abend einen Besuch und als es um acht Uhr klingelt, öffnet er die Flurtür, Frau Lise steht da, betrachtet Bran mit ihren schönen Augen und tritt dann ruhig ein. Bran verneigt sich tief vor ihr (ihr Gesicht ist bleich) und wendet sich wieder nach seinem Zmmer.

Als Bran ein Weilchen später zu einem Besuch angekleidet die Wohnung verlassen will, bittet ihn Frau Hannah in die Küche. Er betritt ungern diesen abgelegenen Raum, in dem die Küchenlampe schmutzstarrende Eßgeschirre erhellt. Hinter ihm riegelt Frau Hannah ab und macht sich am Herd zu schaffen.

Bran ist in der Mitte zwischen Küchentisch und Plättbrett stehen geblieben und betrachtet Frau Lise, die nervös in dem schmalen Raum neben dem Brett auf und abgeht mit den verschlungenen Händen im Schoß. Ihr Gesicht ist schattig blaß und krank vor Schlaflosigkeit und Ueberanstrengung. Sie unterbricht ihre Wanderung, bleibt vor ihm stehen und schaut ihn traurig an. Dann hört er ihre Stimme fernher und fremd kommen. Ob er schon wisse, daß ihre Verwandten sich von ihr abgewandt haben, und das durch sein Verschulden. Sie habe schon genug verloren, aber durch seinen Brief verliere sie auch das Letzte, was ihr blieb. Sie sei durch ihn so bloßgestellt, daß alle sich jetzt von ihr abwenden werden. Warum er den Brief herausgegeben habe, wo er doch die Folgen davon hätte voraussehen müssen, ob er sich überhaupt seines Inhalts voll bewußt erinnere. Bran erinnert sie daran, wie sie alle in ihn gedrungen seien, wie er ihrer Not erst nachgegeben habe. Frau Lise steigt auf einen runden Holzblock, der für Küchenzwecke an der Wand aufgestellt ist, um besser das Kampffeld zu beherrschen. Grellbeleuchtet von der Lampe, die in gleicher Höhe ihr gegenüber an der Wand hängt, steht sie flach an die Wand gepreßt, mit kleinen flackernden Augen im verwüsteten Gesicht: „Sie sagten uns doch, Sie hätten nur eine theoretische Abhandlung und keinen Brief geschrieben. Im Vertrauen darauf —" „Aber durchaus nicht. Frau Hannah hat einfach meinen dichterischen Brief dafür erklärt, als ich ihn zu Ihnen allein ins Zimmer hineinzeigte." „Im Vertrauen darauf", fährt Frau Lise mit engstirniger Straffheit fort, „daß Sie wirklich nur eine Abhandlung und nichts anderes geschrieben haben, ließ ich mir den Brief für meinen Mann von Ihnen geben. Jeder aber, der einen solchen Brief liest, muß mindestens annehmen, daß ein intimes Einvernehmen zwischen Ihnen und mir zugrunde liegen muß. Sie müssen ja von Sinnen gewesen sein, als Sie all die Behauptungen, diese unerhörten Anmaßungen niederschrieben.

Sie behaupten, Sie kennten mich genau. Woher, sagen Sie mir bitte? Sie kennten die Einzelheiten meiner Ehe, woher nehmen Sie den Mut zu solcher Anmaßung. Die paar Worte, die ich im ganzen während unserer flüchtigen Bekanntschaft mit Ihnen wechselte, die zweimal, wo ich Ihnen die Hand gab zum guten Tag, können Sie hoffentlich nicht zu solchem Vorgehen ermutigt haben, Sie sind sehr frech und Sie sollen das büßen.

„Aber nun zur Hauptache: Sie fordern mich zur Auflösung meiner Ehe auf. Sagen Sie uns, was Sie anfangen würden, wenn ich Ernst machte und Sie beim Wort nähme, ich, eine verheiratete Frau mit zwei Kindern. Aber das ist Wahnsinn, Sie denken

Joseph Capek: **Originallinoleumschnitt**

wohl, daß ich auf dieselbe Stufe, wie das Fräulein herabsinken werde . . Fast hat sie es mit mir schon so weit zu Wege gebracht, denn mein Mann beschimpft mich in Briefen und Worten, für ihn ist es eine Tatsache, dies Liebes-Verhältnis mit Ihnen.

Schämen Sie sich nicht ein wenig!

Aber es soll anders werden, auch Sie hörten wohl von meinem angeblichen Selbstmordversuch, es war nichts als ein hysterischer Anfall, der hervorgerufen war durch die Aufregungen, die Sie meiner Familie mit Ihrem leichtfertigen Schreiben verursacht haben in der letzten Woche. Ich wußte nicht, was ich tat. Um zu verhindern, daß nicht noch schlimmere Dinge eintreten, hatte ich oft gelogen, mein Mann machte mir darüber Vorwürfe, aber ich mußte doch zum Besten Aller lügen und so kam es, daß auch ich schließlich hysterisch wurde."

Ihr Gesicht ist starr und weiß, als sie erklärt, daß sie umsonst das Schlimmste zu verhüten versucht habe, was jetzt durch den Brief eingetreten sei.

Sie tut Bran bitter leid. Aber er muß hart auf hart setzen.

„Haben Sie den Brief im richtigen Sinne gelesen so können Sie ihn nur so verstehen, daß ich zunächst Ihre gewaltsamen Familien-Verhältnisse verurteile.

„Haben Sie schon einmal auf das Spiel Ihrer Kinder mit Worten aus der Gasse und vom Stall geachtet? Nein, davon wissen Sie nichts. Aber ich habe eines Nachmittags zugehört, durch meine Tür zu Ihrem Schlafzimmer, und ich habe mir damals gelobt, diese moralische Pest zu bekämpfen, deren Ursprung Ihnen, so gut wie mir, bekannt sein darf. Ist es Ihnen nicht eine schreckliche Warnung, den boshaften und störrischen Widerstand schon im erst entstehenden Charakter Ihres kleinen Knaben zu entdecken und zu wissen, wodurch diese Charakterbetätigung gezüchtet wird. In meinem Briefe, den Sie alle jetzt mißbrauchen, zeigte ich Ihnen gerade die Gewalttätigkeit Ihrer Ehe, ihre Unerträglichkeit."

Frau Lisens flackernde Augen sind über Brans Kopf hinweg gerichtet ins Lampenlicht. Der Herr Assessor wird von Frau Hannah in die Küche gelassen und nimmt auf einem Schemel neben Frau Lisens Block Platz, in der Haltung des Schutzmanns, der einen ruhefeindlichen Vorgang überwacht. Kalt und spöttisch lächelnd blickt er auf Bran.

Bran ist aus der Mitte weiter in den Lichtkreis der Lampe getreten und sieht Frau Hannah steif aufgerichtet sitzen, den lastenden Oberkörper mit großen knochigen Händen auf den Schenkel gestützt, das faltige, leicht gerötete Gesicht ist ihm mit blauen feindlichen Augen zugewandt: „Ich bin erstaunt, daß es Ihnen nicht ein bißchen Leid tut, den schändlichen Brief geschrieben zu haben, ich verstehe das nicht. Und von Ihnen habe ich soviel gehalten, bin für Ihre moralische Unantastbarkeit eingetreten, hatte einmal gesagt, daß der Leutnant nicht wert sei, Ihnen die Schuhriemen aufzulösen. Ich hielt Sie für so streng. Was haben Sie angerichtet, und morgen wollen wir alle Heiligabend feiern!"

Der Herr Assessor gibt würdig die Erklärung ab, daß Herr Leutnant auf eine gerichtliche Klage gegen Bran verzichtet. Aber das könne er nur sagen, wenn ihm, dem Forstassesor, das bei seiner eigenen Frau passiert wäre, so hätte er Bran mit der Hundepeitsche vorgenommen und ihn zum Hause hinaus befördert, damit ihm für fernere „Lösungen" alle Lust verginge.

Bran beugt sich vor, sucht das Auge des Assessors zu erfassen und erwidert streng: „Hätten Sie Mißhandlungen der eigenen Frau verschuldet wie Herr Leutnant, so wären Sie beim Einsatz meines Lebens ebensowenig sicher vor mir geblieben. Ich fürchte nicht Ihre Gewalttätigkeiten und die Drohungen des Leutnants, aber ob Sie auch das Recht dazu haben, bedarf noch der Erörterung."

Bran ist nach langem Gange durch die Wald-Mondnacht heimgekehrt, er sieht noch immer vor sich im Talgrunde das Stück weißleuchtenden Waldbodens, über dem sich die starren zackigen Kiefern in stummer Winterlichkeit abheben. Einsam, wie nur eine der Kiefern ringsum, hatte er lange vor dieser verborgenen Walderde verharrt, kein Wind ging droben im Rauschen hin, die Sterne flammten blau durch die reglosen Nadelwirbel.

Der Mond macht den Blick weit hinaus aus seiner Stube. Allmählich achtet Bran auf die Stimmen aus den Zimmern nebenan, Frau Lise geht ratlos auf und ab im Gespräch mit dem Fräulein.

„Sie hätten nur die Phrasen dieses Lumpen hören sollen. Wie er durchtrieben lächelte, wenn er mich anblickte. Er wollte die Gelegenheit so recht fassen und eine anständige Frau um Ehre und alles bringen. Wie hatten ihm alle vertraut, und wie enttäuscht sind sie. Wenn ich das nur geahnt hätte, was er mir angetan hat, würde ich nie ein Wort mit dem Kerl gesprochen haben. Und nun, wo ich durch ihn in eine so verzweifelte Lage gekommen bin, hat er nicht die geringste Empfindung für mein Geschick übrig, was er auch alles verbrachte, es war beleidigend

„Ich habe meinen Mann eigentlich ganz gern, und wenn ich ihn oft belogen habe, so ist es um der Familie willen geschehen. Ich war doch wirklich kopflos, hysterisch und tat alles, alles, damit nur die Ruhe bei uns einkehrt. Und nun kommt dieser gemeine Kerl und spielt mir den niederträchtigen Streich. Wie der sich wohl im stillen freut. Ich bin meinem Mann von Herzen dankbar, daß er gleich so durchgegriffen hat; wer weiß wozu ein Mann noch fähig ist, der schamlos „Ehen auflösen" will. Und was dieser Kerl alles „theoretisch" und „ideal" nennt. Ich soll meinen schwerkranken Mann, den ich bald drei Jahre hindurch pflege, meine Kinder, mein Heim, mein Landgut verlassen. Er muß verrückt sein, er ist es sicher!"

Das Stück mondweiße Wald-Erde erscheint geisterhaft wispernd vor Bran, hilflos stiert er auf die liebe Erde. Ein Krampf überkommt ihn, sein Blut zieht sich mit raschem Rückschlag aus dem ganzen Körper zurück, sein Herz zittert angstvoll in der Brusttiefe, die Zähne klappern, der Leib bebt vor Frost. Eine gebrochene Kiefernsäule droht niederzustürzen auf die liebe weiße Erde, die sich hohl macht zum gespenstigen Schoß. Seine Lunge röchelt um Atem, er hält sich erschöpft am Bett aufrecht, während er unter ungeheurem Ersticken ächzt. Das Herz pocht wild, gestaltloser Fieberwirbel geht über ihn dahin. Kerzen sind entzündet, ein Heilsarmeelied, der „Perlenthron der Gnade" wird brausend fern gesungen, Kutscherflüche brechen seine Lippen auf, gelockert in der Umnachtung des Bewußtseins. Ein Inwendiges will aus ihm wühlen mit einer Wolke von giftiger Säure. Er weint leise am Fußboden. Krank, arm, hoffnungslos, kein bloßes Tier, aber auch nicht nur Mensch, stärker als die sengende Vernichtung, aber kränker als ein Mensch, nicht ganz das weiße Leben, das ist Bran und fühlt es diese ganze Nacht hindurch.

Bran bleibt am andern Morgen, dem Tag des „Heilig-Abend" länger im Bette liegen, da er krank ist.

Er hört vor seiner Tür Stimmen, man pocht und verlangt, daß er öffne. Bran erschrickt, bleibt still liegen und fragt nach dem Verlangen, dann pocht es noch einmal stark und scharf, und er hört den Assessor: „Stehen Sie sofort auf und ziehen Sie sich in fünf Minuten an. Wir wollen Sie sprechen." Er kleidet sich schnell an, und als er öffnet, stehen vor ihm, wie am vorigen Morgen, die Frauen, der Assessor und das Fräulein. Frau Lise ist sehr bleich mit großen schreckerfüllten Pupillen.

Sie erklärt zum Herrn Assessor gewandt, daß sie wahrlich nicht viel zu sagen habe. Plötzlich sieht sie starr und erregt auf Bran, und ihre Stimme wird tonlos: „Sie sind ein Schuft! Vor den Anwesenden erkläre ich Sie für einen Schuft!" Sie sagt das alles wie auswendig gelernt glatt her. Alle im Kreise bleiben stumm und beobachten erwartungsvoll die Wirkung auf Bran. Aber er ist ruhig und sieht sich fragend im Kreise um, in der Annahme, daß man doch irgend einen Gedanken vorbringen werde, der ihm den Schlüssel zu dieser sonderbaren und lächerlichen Verrufs-Zeremonie gibt. Im Augenblick, als er den Blick von Frau Lise abwendet, ist sie behutsam nahe vor Bran hingetreten und hebt die kleine Gestalt auf Zehenspitzen, gibt ihm mit der Rechten einen leichten artigen Backenstreich. Dann verschwindet sie hinter dem Kubus des Herrn Assessors, und alle warten auf die Wirkung.

Bran wird im Augenblick wahrhaft lustig zu Sinn, wie wenig verfeinert doch die Leute ihre Gekränktheit rächen. Wenn der Grad eines Ehr-Verrufs nach der Heftigkeit des Schalls und der punktuellen Größe des roten Flecks auf der Backe bemessen werden soll, dann fehlt diesem Damen-Backenstreich ein bißchen kraftvolles Quattrozento.

Frau Hannah befindet sich in beinahe kläglicher Auflösung, sie stiert grauenbleich vor Schrecken auf Bran, wahrscheinlich in Erwartung eines tiermenschlichen Ereignisses. Alle andern stehen sichtlich ernüchtert und enttäuscht umher. Frau Lise sieht furchtsam hinter einer starken Schulter hervor, auch sie scheint zu erwarten, daß der Orang-Utang mit Faustschlägen auf sie losbrechen wird. Der Herr Assessor steht als Schutzmann vor der Frauengruppe, seine Haltung ist „in Erfüllung dienstlicher Pflichten", auch er wartet darauf, daß der Kerl „tätlich wird".

Die Wirkung ist verpfuscht, und Frau Lise rafft sich noch auf, um laut zu erklären: „So nun können Sie mich verklagen!" Und sofort erwidert Bran mitleidsvoll: „Ich Sie verklagen, warum denn . ."

Fortsetzung folgt

Der Zirkus

Friedrich Karinthy

Offenkundig ist es, daß ich mich mit klopfendem Herzen in den Zirkus sehnte, doch sehnte ich mich vielleicht nicht minder nach einer Geige . . . Dann bekam ich zuerst die Geige, in den Zirkus aber wurde ich nicht geführt. Nur so war es möglich, daß ich in verschiedenen Zwischenräumen immer wieder vom Zirkus träumte.

Einmal sah ich ihn in der Ferne hinter Hügeln und es war, als führe mich jemand bei der Hand hin. Ein anderes Mal stand ich inmitten einer fremden Stadt, aber es war der gleiche Zirkus, der gleiche Eingang, das nach zwei Seiten führende Vestibül. Damals verhielt sich die Sache so, daß ich bereits ein Billett besaß und auch hätte eintreten können, doch das Traumbild trübte sich wieder und ich kam abermals nicht hinein.

Schließlich träumte ichs dann zu Ende. Ich stand hinter dem Billettschalter und neben mir befand sich ein erregter bärtiger hinkender Mann, der

Birnbacher: Originallinoleumschnitt

Direktor. Er zog mit einer Hand den bunten Vorhang des Eingangs beiseite und plärrte: „Hereinspaziert, nur hereinspaziert, meine Herrschaften, gleich ist Anfang, gleich ist Beginn! Nur hereinspaziert!“ Die Menschen strömten herbei, in ungeheuerer Zahl, in dichtem Gedränge: allerhand buntes Volk, Dienstmädchen, Soldaten, Damen mit Federhüten und glatt rasierte Herren. Sie stießen einander, lachten, unterhielten sich und plauderten laut. Ich wußte, der Direktor werde mich sofort erblicken, und er erblickte mich auch tatsächlich. Während er meinen Arm erfaßte, sagte er: „Hereinspaziert! Hereinspaziert! Haben Sie schon ein Billett? Wenn ja, belieben Sie hereinzuspazieren, falls nicht, scheren Sie sich zum Teufel!“ Da krampfte sich mein Herz erschrocken zusammen, ich begann zu stammeln, daß ich nicht in den Zuschauerraum wolle, sondern mit meiner Geige . . . Verzweifelt wies ich auf meine Geige, die ich selbstverständlich unter den Arm gepreßt hielt. Er beugte sich zu meinem Mund nieder und wartete erbost, bis ich hervorgestammelt hatte, daß ich kein Billet besäße, aber ein Lied komponiert habe, ich ganz allein, und dieses Lied werde ich, wolle ich, wenn er mir den Eintritt gestatte, dem Publikum vorspielen. Darauf begann er so laut zu lachen, daß ich ihm in die Kehle hineinsah wie in einen tiefen Tunnel. Dann sagte er schroff, Wort für Wort betonend: Junger Kämpfer, Rappelkopf, dein Herz ist wie ein Bienenstock. Dies dünkte mir ein überaus geistvoller Vers und ich sah, meine unwillkürliche Anerkennung behage dem Direktor. Er klopfte mir auf die Schulter und sagte, ich solle warten. Vielleich werde sich etwas machen lassen, man könne darüber reden.

Später kehrte er in den finsteren Gang zurück, wo ich immer bebend stand, und sagte mit herablassendem Wohlwollen, das Geigenspiel für sich allein sei ein Parallelepipedon. Woraus ich sofort entnahm, dies bedeute, er setze in meinen Erfolg kein großes Vertrauen. Ich begann zu schwören, worauf er ernst wurde und mir zu verstehen gab, es sei schon gut, er wolle es mit mir versuchen, doch müsse vorerst die militärische Behörde verständigt werden, woselbst ich eine Marke als kaiserlich und königlicher Getreidehaufen bekommen werde. Bis dahin werde er mir den ganzen Zirkus zeigen, von vorne und von hinten, die Artisten und die Türe, kurz alles, damit ich eine Idee davon habe, um was es sich eigentlich handle, was das Publikum brauche. Mein Herz pochte vor glücklicher Erregung darüber, daß ich es so weit gebracht hatte, doch zugleich fühlte ich mich geängstigt. Die Geige unter meinem Arm preßte ich krampfhaft und mühte mich, die Melodie ja nicht zu vergessen. Der Direktor führte mich zwischen ungeheure Vorhänge, auf denen allerhand lebende Bilder waren. In der Höhe arbeiteten dürftig bekleidete Menschen. Ich erwartete, auch Artisten und Kunstreiterinnen zu Gesicht zu bekommen, doch nein, wir kamen nur über viele breite Treppen. Ich vermochte dem Direktor kaum zu folgen, so rasch lief er die Treppen hinan. Dann kamen wir durch samttapezierte Stuben. Zufällig öffnete ich die Türe, durch die schriller Lärm stürzte und zahllos wimmelnde Menschenköpfe zu sehen waren. Der Direktor schrie mich an, ich solle rasch die Türe zuschlagen, dies sei das auf die Vorstellung wartende Publikum, das nicht hereinschauen dürfe.

Dann tat er eine kleine Eisentür auf; eine riesige halbkreisförmige Halle gähnte in der Tiefe. Inmitten dieser prachtvollen mit Palmen und Springbrunnen geschmückten Halle würgte ein schöner Mann mit zusammengepreßten Lippen und wilden Augen ein Weib. Das Weib stieß dumpfe, röchelnde Kehllaute hervor — es war ein gräßlicher Anblick. Laut begann ich zu schreien und forderte, man solle das Weib seinen Händen entreißen. Doch der Direktor fiel mir in den Arm. „Dummkopf“, sagte er, „dies sind ja meine Schauspieler, das Ganze ist bloß ein Spiel. Uebrigens sind dies doch nicht wirkliche Menschen, sondern wächserne wie im Panoptikum“. Als ich genauer hinsah, wurde ich gewahr, das Gesicht des Weibes war tatsächlich unnatürlich und seine Augen waren aus Glas.

Ich schämte mich und begann, von etwas anderem zu reden. Mein Herz aber pochte noch immer unruhig. Jetzt führte mich der Direktor in eine aufgewühlte bunte Stube, wo in schreiende Farben gekleidete und geschminkte Menschen saßen, in Bankreihen, wie es in der Schule üblich ist. Dies war die Clownschule, wie ich später erfuhr. Auch ich wurde in eine Bank gesetzt und der Direktor rief die Prüflinge der Reihe nach an den Katheder. Einer von ihnen ging auf den Händen hinaus und schlug mitunter den Kopf an den Fußboden. Dieser mußte die Produktion wiederholen. Dann wurde ein hochgewachsener Mann aufgerufen, der ein Messer hervorzog und sich in die Brust stieß. Blut und Lunge rannen aus der Wunde — laut röchelte der Mann und sank zu Boden. Der Direktor nickte zufrieden:

„So ists recht,“ sagte er, „dies wird gefallen.“

Der Selbstmörder ging auf seinen Platz zurück, holte aus der Bank Nadel und Zwirn hervor und vernähte sich unter Aechzen und Grimassenschneiden die Brust. Da merkte ich, daß diese von unzähligen vernähten Narben durchfurcht war.

Auch andere kamen, die wieder andere Kunststücke konnten. Bauchredner gab es, die mit seltsamer Treue die Stimmen von Menschen und Tieren nachahmten, daß ich kaum meinen Ohren traute. Der eine sprach mit deutlicher Kinderstimme, daß mir die Tränen in die Augen drangen. Er imitierte nämlich ein sterbendes Kind. Als ich ihm jedoch ins Gesicht blickte, sah ich seine Augen und Lippen regungslos. Ein zweiter jammerte und wehklagte wie ein Weib, dann kamen andere Frauenimitatoren heiseres und kicherndes Gemurmel erscholl und im Dunkel glimmten unheilverkündende Augen.

Da blickte der Direktor in sein Buch und rief meinen Namen. Ich stand in der Bank auf, er maß mich und fragte dann rasch:

„Was kannst du?“

Ich wies auf meine Geige und stammelte wieder etwas von einer Melodie, die ich komponiert hätte. Lachen durchlief den Saal und der Direktor schlug zornig auf den Tisch:

„Noch immer ärgerst du mich mit deiner dummen Geige!“ rief er. „Wozu soll dieser alte Schmarren!“

Ich wollte erwidern, daß die von mir komponierte Melodie sehr seltsam sei und ich sie sehr gerne vorspielen würde, wenn man es mir gestatte. Doch er rief einen Knaben und schickte mich mit ihm fort, damit er mir die Instrumente zeige.

Ich wurde in einen anderen Raum geführt. Hier standen riesige Maschinen und Apparate. Lauter Musikinstrumente. Da gab es riesige Trompeten, die durch Blasebälge in Bewegung gesetzt wurden, bei jedem Druck brach Donner aus ihren Kehlen. Dann Triangeln, groß wie ein Zimmer und mit Dampfhämmern versehen. Auf der Fläche einer gigantischen Trommel marschierten dressierte Elefanten im Kreise herum und trommelten mit den Füßen. Auch eine merkwürdige Orgel gab es, angetrieben von einem Elektromotor, der gleichzeitig dreißig Klaviaturen und tausend Stahlpfeifen in Funktion setzte, deren größte so hoch war wie ein Fabrikschornstein. Der Kapellmeister stand auf einer hohen Brücke, und als er seine beiden Arme in die Höhe warf, erdröhnte ein einziger Akkord und Sturm wirbelte — ich glaubte, sofort ins Freie geschleudert zu werden. Vor den Musikanten lagen Rollen, wie jene, die Setzmaschinen antreiben. Die Musikanten trugen alle Brillen und starrten ohne Unterlaß in die Noten. Mit schwindelndem Hirn und brausenden Ohren kam ich in eine andere Klasse, wo mich bereits der Direktor erwartete. Ich sagte ihm, ich hätte die Instrumente gesehen, sei aber mit keinem vertraut und könne auf keinem spielen. Er zuckte die Achseln und sagte, es tue ihm sehr leid. Da standen wir vor zwei Vorhangtüren, die ins Theater führten. In tausenderlei Masken eilten die Schauspieler hinein und so oft der Vorhang aufflatterte, schlug mir vielfarbiges elektrisches Licht ins Gesicht. Ich wollte eintreten, doch der Direktor verwehrte es mir. Sagte, ich könne nichts und es werde wohl besser sein, vorerst die Leichenkammer zu besichtigen.

Wir schritten durch eine andere Tür — ein finsterer Gang führte in einen Keller hinab. Flackerndes Gaslicht zischelte in großen Fernen. Zu beiden Seiten, im nebligen und dichten Dunkel führten Kabinen. Weißmantlige Diener mit russigen Gesichtern gingen aus und ein. Beben erfaßte mich und ich wagte nicht hineinzuschauen. Am äußersten Ende des Ganges blieb der Direktor stehen und sprach mit jemand. Verstohlen blickte ich mich um. An den Wänden zogen sich lange Blechtische dahin — und auf diesen lagen nackte Leichen, Greise, Kinder, auch einbalsamierte, einzelne Körperteile. Schwerer, drückender Formalingeruch stieg aus den Tiefen empor. Ich sah, nach unten führte noch ein anderer völlig finsterer Gang. Der Direktor sprach von mir — als habe er mich dem Arzt empfohlen, damit ich hier bleibe. Der Arzt schaute in die Richtung des finsteren Ganges.

Da begann ich zu flehen, man möge mich doch nicht zwingen, an diesem Ort zu bleiben, ich versprach, wenn es schon nicht anders gehe, lieber etwas zu lernen, womit ich auftreten könne. Die beiden schüttelten die Köpfe und der Arzt bemerkte schließlich, man könne es höchstens mit der Akrobatik versuchen, denn das Publikum sei schon ungeduldig.

Nun wurde ich in eine hochgelegne bodenartige Räumlichkeit geführt — durch kleine Luftlöcher sah ich tief unter mir die Stadt. Hohe Leitern standen an die Mauern gelehnt, Stricke, Recke, Netze lagen durcheinander. Auf den Leitern arbeiteten Artistenzöglinge in fleischfarbne Trikots gekleidet. Ich wurde vor eine Leiter gestellt, auf die ich emporzuklettern hatte. Als ich an der Spitze angelangt war, wurde die Leiter von unten in die Höhe geschleudert, der Straße zu — fest klammerte ich mich an und überblickte hinabschauend die ganze Stadt, auf deren Straßen die Menschen ameisenklein durcheinander wimmelten. Leise schrie ich auf und verlor das Bewußtsein.

Doch dann langte ich wieder unten an. So lernte und probte ich lange Wochen und Monate hindurch. Kroch die Leiter hinan und herab. Als dies schon gut vonstatten ging und ich auf der Leiterspitze sicher stehen konnte, reichte man mir einen Sessel hinauf. Sorgfältig equilibrierend richtete ich den Sessel zurecht und stellte mich darauf. Später wurde mit zwei und drei Sesseln das Gleiche vollführt. Und lange, lange Zeiten vergingen so.

Dann, nach diesen langen, langen Zeiten, stand ich endlich auf der Bühne. Doch da war mein Gesicht schon schmal und runzelig und geschminkt wie die Gesichter jener, die ich zuerst gesehen hatte. Nun war es schon so weit gekommen, daß ich seit vielen, vielen Jahren im Zirkus diente und jeden Winkel und jede Ecke kannte. Ein fleischfarbnes Trikot trug ich und stand müde zwischen den in Halbdunkel gehüllten Vorhängen, durch die

schwitzende, Teppiche tragende Diener rannten. Ständig murmelte tiefes Gebrumme und ich war es müde, nach seiner Bedeutung zu forschen. Plötzlich flammte scharfes Licht auf, vor meinen Augen schlugen die Vorhänge auseinander. Jenseits drängten sich Menschenköpfe, kurzes Beifallsgeklatsche erbrauste, dann trat erwartungsvolle, flüsternde Stille ein.

Allein stand ich dort auf dem Teppich der geräumigen im weißen Licht schwimmenden Bühne. Doch da lief ich schon mit geräuschlosen Schritten in die Mitte, überall vom Kegel des Reflektors gefolgt. Mit schlangenhaft geschmeidigen Bewegungen verbeugte ich mich nach beiden Seiten den Logen zu. Dann erfaßte ich die Leiter und kroch rasch, lautlos, so leicht, daß ich meinen Körper nicht fühlte, in die vierstöckige Höhe empor. Dort richtete ich mich auf einem einzigen dünnen Stäbchen vorsichtig auf und wankte einige Momente equilibrierend. Nun wurde mir auf dem Ende einer Stange ein eisenfüßiges Tischchen emporgereicht. Ich erfaßte das Tischchen und lehnte es mit zwei Füßen leicht an die oberste Sprosse der Leiter. Dann kroch ich auf das Tischchen und stellte mich, immer bemüht, das Gleichgewicht zu erhalten, darauf. Jetzt folgten drei Stühle aufeinander gestellt, — ich hörte zufriedenes Gemurmel und kroch das Gebäude empor. Der letzte Stuhl stand mit den Füßen nach oben auf der Lehne, die sich wankend im Kreise drehte und auf ihm plazierte ich einen auf die Spitze gestellten riesigen Würfel. Der ganze Bau zitterte so unsicher unter mir, daß ich fühlte, das Pochen meines Pulses laufe pochend bis zur letzten Leitersprosse. Schließlich folgte die Stange selbst: Minuten dauerte es, bis ich sie gerade auf die obere Würfelecke fügen konnte.

Dann kroch ich langsam die Stange empor, erklomm die Spitze, hielt an und ruhte. Heiß und langsam rollten die Schweißtropfen über mein Gesicht. Jeder meiner Nerven war bogensehnengleich gespannt und bebte. Ich wartete, bis das Schwanken des Baues auf dem toten Punkt angelangt war, richtete mich auf — Todesstille herrschte — und zog die Geige hervor . . . Mit zitternden Händen legte ich den Bogen an . . . ich ließ . . . mit einem Fuß tastend . . . die Stange los . . . beugte mich vor . . . suchte einige Minuten lang die Gleichgewichtslage . . . und die Stille des Schreckens, der unten die Lippeen aufriß und die Herzen zusammenkrampfen ließ, benutzend . . . begann ich langsam und leise jene Melodie zu spielen, die ich dereinst, vor langer, langer Zeit in meinem Herzen tönen und schluchzen gehört hatte.

Einzigautorisierte Übertragung von Stefan I. Klein

Gedichte

Aldo Palazzeschi

Ins Deutsche übertragen von Theodor Däubler

Verbotene Spielerei

Unsichtbare Spiegel bestreichen uns leise,
In Nebeln verkleidet,
Sie bleiben im Schatten ganz spurlos:
Kein Spiegelbild haben die Spiegel.
Kein Klecks ihrer Schatten zerspiegelt die Spiegel,
Es fehlen sogar alle goldenen Kleckse.
Ein Strahl bricht hervor über knallgelbes Licht
Und bloß auf das Strahlen verirren sich leichte,
Schwersichtbare Halbschimmer fliehenden Lichtes:
Ein Spiegeln.
Sie gehen, zergehen behutsam.
Erst werden sie klar, langsam gedämpfter,
Gesichte erscheinen auf einmal,
Die weißesten aller Gesichte.
Leises Erbleichen verdächtigt nur selten ihr
Schimmern
Und hie und da wehen auch segelnde Mäntel
vorüber,
Sie wehen vereinzelt, behutsam, zersilbert.
Auf einmal verweilen die bleichen Gesichte.
Sie bleiben. Nun scheinen sie bunter.
Ihr Augenblick zuckt aus den Schleiern.
Was suchen in Eile zwei stechende Augen?
Sie sind wie im Fieber erschienen, verschieden!
Behutsames Nebeln zerknittert im Finstern,
Die Blicke verflimmern im Blitz von Geschmeiden.
Tiefer bestimmt sich,
Vernimmt sich das Treiben
Verwinzigter Pünktchen
In wirbelnden Würfeln.
Zwei eisige Würfel: Weit hinten Verweilen!
Die aufmerksam starrschwarzen Punkte erstrahlen.
Da schleichen ganz leicht und behutsam,
Beinahe schon hauchlos die Halbschimmer
Stechender Scheine an Schleiern vorüber: Das
Spiegeln.
Sie gehen, zergehen behutsam.
Erst werden sie klar, langsam gedämpfter:
Sie gehen, zergehen behutsam.

Rio Bo

Drei niedliche Häuschen
Mit spitzigen Giebeln,
Eine winzige Wiese
An begrastem Rain: Rio Bo
Und eine wichtige Zypresse!
Gewiß der nichtigste
Winkel der Welt . . . aber
Hoch oben steht herrlich ein Stern:
Ein großer, ein lohender Stern!
Mit Geschimmer und Geglitze
Liebäugelt er immer
Mit der Spitze
Der Zypresse: Rio Bo.
Ein Stern auf leuchtender Liebe!
Wer weiß ob eine große Stadt
Einen schöneren hat?

Wer bin ich?

Wer bin ich?
Etwa ein Dichter?
Nein. Und ich allein
Weiß das Nein.
Ein einziges Wort
Hat das Entsetzen ausgedrückt:
Berückt!
Nun so wäre ich ein Maler?
Nein!
Eine blasse Farbe
In der Seele leicht und weit:
Traurigkeit.
Ein Spielgeselle vielleicht?
Unerreicht!
Ich kenne nur einen tastenden Ton,
Der sanft über Stufen zu gehn sucht:
Sehnsucht.
Nein, etwas bin ich, bin ich doch!
Ich tue eine scharfe Linse,
Eine Linse, vor das Herz
Und die Leute sehen durchs Loch:
Ein Scherz!
Ich bin in der eigenen Seele ein Schauckler,
Mein einziger Gaukler.

Der Bummel

Wollen wir los?
Meinetwegen!
Zur Stickkunst
Fabrik von Spitzen und Einsätzen
Bestellungen, Liefrungen
Schwestern Purtaré
Zur Stadt Paris
Das allerletzte, das allerneueste!
Benediktus Pappenstiel
Nachfolger von Michael Hilf
Aelteste Apotheke
Gegründet im Jahre 1783
Wichtig für die Damenwelt!
Schönheit der Haut
Sammetweich
Die neueste unübertreffliche Seife
Prezisions-Uhren
43
Die Millionen-Lotterie
Altes Wirtshaus
Zur Taube
Mit Garten
Gassenschank
Laufer und Schwalbe
Erstes Stoffgeschäft
Niederlage von Wollwaren
Tuch und Flanell
Alte Möbel
Antiquitäten
26
26 A
Bismarckstraße
Papiergeschäft zum Fortschritt
Tüchtige Schneidergehilfen gesucht
Blutleere
Bankrott!
Allgemeiner Ausverkauf!
Um 90 Prozent herabgesetzte Preise
Freier Eintritt
Hôtel de l'Union
Zum König von Ungarn
Jakimowicz und Blecher
Moderne Heizeinrichtungen
Gasöfen, Thermosiphone
Hebbeltreppe
Früher Kreuzbergstraße
Ende der Saison
Feste Preise
Gotthelf Leitner
Schachteln und Cartonagen
Unerhörte Grausamkeit
Die Lieblingsbiskuits des Königs
Härtel und Weicher
Alte Brüdergasse
2 17 40 25 88
Kinematograph Splendor
Der Bauch von Berlin
Eine Reise durch Japan
Gustav hat Geburtstag
Große Attraktion
Arteriosklerose
Letzte Erfindung der Wissenschaft!
Die Vereinsamte am Bad
Wohlfahrtseinrichtungen
Ludwig Decker
Lampendepot
Holz, Kohle, Lignit
Antrazit
Sägespäne
Zapfen, Reisig
Professor Nikolaus Flisländer
Achtung junge Stutzer!
Hemden nach Maß
Gebrüder Bluffer
Maschinenöl
Reparaturen
Schornsteinfeger
Friseur
Blumengeschäfte
Buchhändler
Modistin
Druckerei
Café Germania
Wohnungen zu vermieten

Beim Portier!
193
Adam Schlüchter
Advokat
Alteisen
Bierstube
Thalia Theater
Manon von Massenet
Auftreten der Primadonna
Michaela Nahe
Gottfried Kellertheater
Der Hundezirkus
Letzte Matinée
Galoschenausbesserung
Schuster
Holzhandlung
Stadttheater
Volkstümliche Preise
Die Kinder von Niemandem
29
31
Bar zur Morgenröte
Anastasia Nagelschmidt
Hebamme
Antoinette Schwitzer
Manicure
Gabriel Wischer
Musikinstrumente
Wilhelm Föhnrich
Hochzeitskonfekt
Popper und Sohn
Kinderkonfektion

Wollen wir nochmals zurückgehn?
Meinetwegen!

Die Träume

Kurt Heynicke

Durch stillen Gang des Klosters
geht das Ave.
Das gelbe Kleid der Mönche hat ein andres Auge
und jedem ist ein eignes Schwert gegeben.
Der fette Klang der Mittagsglocke
holt sie fort.
Im Säulengange bin ich bei den Steinen
und senke tief die Stirne
in Staub:
O Stille
die aus keiner Wunde fließt.
Zerrissen
sind die Abgründe
Flüsse der Tränen fließen hinüber.
Nicht ein Glockenschlag
schlägt rein und voll
und alles blutet wie der Erlöser.
Die braunen Mauern sind mit Geld gebaut.
Der Schweiß von Peitschen fügte sie.
Tief
senke ich die Stirn im Staube
O Frieden
manntief
unter den Gräsern!

Ich bin viele Jahre alt.
Ich bin
in einem Berge auf der Welt.
Rings viele Feuer an den Wänden
und wo
ein Hammerschlag.
Ich fühle in das Gleißen
Hier
rundet sich der Ring Bestimmung
den ich ein Leben suche.
Und eine Stimme wird von oben
und steht vor mir in weißem Haar:
Hinblutet
in die Welt ein großes Auge —
nicht Frieden
den ich im Leben suche.
ist der Weg des Lebens!
Selig das Schwert
das deinem Schreiten Glanz verleiht.
Rings fallen Sterne in den Raum.
Ich bin zur Nacht
und böse Fiedelstriche zwischen Gaslaternen.
Nun komm mir an die Brust
zerrissene Welt:
Weiß und rot
will ich sein
wie Sehnsucht und Mohn.

Die Rechtfertigung eines Irren

Das Werk von August Strindberg „Le plaidoyer d'un fou" hat in Deutschland den unsinnigen Namen „Die Beichte eines Toren" bekommen. Strindberg schrieb dieses Buch französisch. Jetzt ist das Buch in neuer schwedischer Uebertragung von John Landquist erschienen und zwar als 24. Band der gesammelten Schriften von August Strindberg im Verlag Albert Bonnier, Stockholm. Das Buch heißt schwedisch: „En dares Försvarstal" „Die Rechtfertigung eines Irren". Ueber die deutsche Uebertragung von Schering schreibt John Landquist, der Herausgeber der gesammelten Schriften in seinen Anmerkungen das Folgende:

„Le plaidoyer d'un fou" ist zweimal deutsch übersetzt worden. Das erstemal anonym: August Strindberg: Die Beichte eines Toren, Roman, Berlin 1893, Verlag des Bibliographischen Büros. Eine neue Auflage kam 1896 in Budapest heraus. Diese Uebersetzung ist von einem gewandten Journalisten gemacht, aber sie wimmelt von Fehlern und unnötigen Freiheiten. Da sie nunmehr nur antiquarisch aufgebraucht wird und also als tot angesehen werden kann, ist es ohne Interesse ihre Fehler durchzugehen. Größere Aufmerksamkeit als die erste deutsche Uebersetzung verdient die zweite von Emil Schering: „Die Beichte eines Toren", München und Leipzig, Georg Müller, weil sie in die deutsche Ausgabe der gesammelten Schriften Strindbergs aufgenommen ist, fortgesetzt in neuen Auflagen herauskommt und weil sie der am meisten verbreitete, sozusagen offizielle Text des Werks von Strindberg ist. Nach seiner Gewohnheit hat Schering selbst im Nachwort des Uebersetzers starke Reklame für seine Arbeit gemacht. Er nennt die erste deutsche Uebersetzung „ein Verbrechen"; sie war nach ihm „verstümmelt, produzierte an unzähligen Stellen fälschenden Unsinn, führte eine ordinäre Sprache"; von seiner eigenen dagegen sagt er: „diese neue Ausgabe hilft, soweit es noch möglich ist, das Verbrechen wieder gutmachen. Die Uebersetzung ist nicht verstümmelt, produziert keinen Unsinn, führt eine würdige Sprache" und so weiter.

Leider kann man die Auffassung des Herrn Schering über sein eigenes Werkt nicht ganz teilen. Trotz der zahlreichen Fehler der ersten deutschen Ausgabe muß sie als etwas besser angesehen werden und als im geringeren Grad „verstümmelt", und sie entstellt weniger Strindbergs Arbeit als die Scherings. Es ist wahr, daß die Uebersetzung Scherings in dem Maße, in dem er dem Text Strindbergs folgt buchstäblich getreuer ist. Aber erstens kommen auch bei Schering verschiedene Mißverständnisse des französischen Textes vor; ich habe mich veranlaßt gefühlt, auf die gröbsten hier unten in der stillen Hoffnung hinzuweisen, daß sie noch bei einer neuen Auflage berichtigt werden können. Diese Fehler machen aber nicht das Wesentliche aus, was gegen die Uebertragung Scherings zu bemerken ist. Dies hätte man übersehen können, wenn die Uebertragung sonst auf einem hohen Standpunkt stände. Das schlimmste bleibt, daß die Uebersetzung Scherings durch und durch in Stil und Ton mittelmäßig ist. Schering hat nicht einen Funken von künstlerischem Ehrgeiz und künstlerischer Begabung; seine Uebersetzung ist eine ziemlich loddrige Fabrikarbeit, ohne Versuch dem Flug Strindbergs und der Nüance an der Darstellung zu folgen. Von der Liebe zum Werk Strindbergs, womit Schering sich gern schmückt und die man bei ihm auch nicht ganz verkennen kann, merkt man nichts in dieser Uebersetzungsarbeit; besonders treten die Mängel im ersten Teil des Buches hervor. Der erste anonyme Uebersetzer hatte wenigstens Das vor Schering voraus, daß er deutsch schreiben konnte. Schließlich und drittens hat Schering Le plaidoyer d'un fou dadurch entstellt, daß er auf eigene Faust in das Werk Gedichte und Prosastücke von Strindberg einfügte, die der Autor in anderem Zusammenhang veröffentlicht hat. Diese Stücke hat Schering urteilslos eingefügt und wo sie stehen, zerstören sie auf eine besondere Art Ton und Stimmung des umgebenden Textes. So hat er (Seite 280 bis 282 der deutschen Ausgabe, Seite 292 nach Zeile 7 der schwedischen) das Gedicht „Hochsommer im Winter" eingefügt (aus „Gedichte 1883"); die helle Stimmung dieses Liebesgedichts kämpft gegen das Disharmonische in dem betreffenden Kapitel. Ebenso hat er (Seite 299 bis 310 der deutschen Ausgabe zwischen den Kapiteln VIII und IX, nach Seite 306 der schwedischen Ausgabe) als ein besonderes Kapitel die Schilderung „Sonnenrauch" aus den „Gedichten" eingefügt. Weiter hat er (Seite 320 der deutschen Ausgabe, Seite 316: „Wir Schwedischen) unbegreiflicher Weise die Prosaarbeit „Ist es nicht genug" eingefügt (sie befindet reisen nach der romanischen Schweiz ab", im sich in Band 22: Prosastücke von 1880 der Gesammelten Werke) schließlich (Seite 369 der deutschen Ausgabe, Seite 353 nach Zeile 5 der schwedischen hat er ebenso eigentümlich das Prosastück „Auf zur Sonne": (in Band 22 Prostastücke von 1880 der Gesammelten Schriften) eingefügt. Endlich hat er die „Einleitung" Strindbergs als „Epilog" an den Schluß der Uebersetzung gestellt, was umso unmotivierter ist, als diese Einleitung die nächstliegende Motivierung ist, warum Strindberg sein Werk schrieb. Als „Nachwort" hat er Strindbergs beide „Vorworte" zu Le plaidoyer d'un fou (Rechtfertigung eines Irren) eingefügt sowie das Gedicht „Der Holländer" (zuerst veröffentlicht in Fagervik und Skamsund 1902, später in „Wortspiel und Kleinkunst" 1905) ein Gedicht, das aus einer anderen Periode des Lebens Strindbergs stammt als der von Le plaidoyer und das andere Inspirationsquellen hat.

Uebersetzungsfehler der deutschen Uebertragung Scherings von Le pladoyer d'un fou:

Seite 32 Zeile 28 bis Seite 33 Zeile 2: Strindberg: qui trouvent là une compensation à tous les repas manqués et remplacent par d'admirables raisonnements d é t a c h é s, un pardessus mis au clou avant l'hiver fini. Schering: — und ersetzen durch e i n z e l n e bewunderswerte Schlußfolgerungen einen noch vor Ende des Winters verpfändeten Ueberzieher.

Seite 43, Zeile 10 bis 12: Strindberg: La politique nous apparut donc comme une compromis-

sion d'intérêts communaux ou particuliers. Schering: Die Politik erschien uns also als ein Ausgleich zwischen kommunalen und privaten Interessen.

Seite 79, Zeile 30 bis Seite 80, Zeile 2: Strindberg: Au comble de la désolation, je me disposai à lui ecrire pour lui demander pardon, pour la supplier d'oublier ce qui s'était passé, expliquant par un malentendu la déplorable impression que j'avais ressentie. Mais les mots ne venaient point, ma plume restat inerte. Schering: Als meine Trostlosigkeit den höchsten Grad erreicht hatte, setzte ich mich hin und schrieb an sie, um sie um Verzeihung zu bitten. Ich bat sie, zu vergessen, was vorgefallen war, indem ich den beklagenswerten Eindruck, den ich bemerkt habe, durch ein Mißverständnis erklärte. Aber die Worte kamen mir nicht, meine Feder blieb träge.

Seite 120, Zeile 11 bis 13: Strindberg: le gravis les roches grasses et glissantes avec leur revêtement de mousse trempé par les pluies automnales. Schering: ich kletterte über grosse (grasses!) Felsen, auf deren von den herbstlichen Regen durchnäßten Moosbekleidung ich ausglitt.

Seite 131, Zeile 12 bis 17: Strindberg: Se pourrait-il, me dis-je, que ma préoccupation constante de la baronne pendant ces derniers jours eût laissé une empreinte sur ma physionomie? — Etait-il admissible en effet que l'expression de son visage se fût stéréotypée sur le mien, durant cette correspondance d'âme poursuivie depuis six mois? Schering: Hatte meine unablässige Beschäftigung mit der Baronin auf ihren (!) Gesichtsausdruck einwirken können oder (!) hatte der Ausdruck ihres Gesichts während dieser sechsmonatigen Seelenverbindung meinen beeinflußt?

Zeile 17 bis 23: Strindberg: Le désir instinctif de se plaire â tout prix avait-il produit une inconsciente sélection des manies (maste vara triyckfel för manieres), des façon de regarder les plus séduisantes, au dépens des moins favorables qui s'étaient ainsi trouvées supprimées? C'était bien possible, tant il y avait que la fusion de nos deux esprits s'était effectuée et que nous ne nous possédions plus. Schering: Hatte der instinktive Wunsch, einander um jeden Preis zu gefallen, eine unbewußte Auswahl der verführerischesten Arten des Anschauens getroffen, während die weniger günstigen unterdrückt wurden? Es war sehr wohl möglich, daß die Vermischung unserer beiden Seelen stattgefunden hatte und daß wir uns nicht mehr besaßen.

Seite 181, Zeile 5 bis 9: Strindberg: Traduction libre: un désir violent d'être enceinte, le rut de la femelle ayant été des années amoindri, déguisé sous la pudicité, mais éclatant, quand même, un jour ou l'autre, par l'adultère, Schering: In freier Uebersetzung: ein heftiger Wunsch nach Schwangerschaft, die Brunst des Weibchens, die sich in den Jahren vermindert, unter Ehrbarkeit verkleidet hat, aber trotzdem eines Tages durch den Ehebruch ausbricht.

Seite 201, Zeile 19 bis 21: Strindberg: Coeur sensible s'il enfut, il nous avait en affection. Schering: Empfindsamen Herzens, wenn er es war (?) hatte er uns gern.

Seite 202, Zeile 12 bis 14: Strindberg: Elle arrive dans un fiacre, trainé par une rosse que le cocher mène à bride abattue. Schering: Sie kommt in einer Droschke, die von einer Mähre gezogen wird, welche der Kutscher am Zügel führt (?).

Seite 235, Zeile 1 bis 3: Strindberg: dit-elle, avec cet air piteux qui de décèle par instants son infériorité jamais ouvertement avouée. Schering: sagt sie mit einem kläglichen Gesicht, das mir einen Augenblick ihre niemals eingestandenen Inferiorität verrät.

Seite 266, Zeile 6 bis 8: Strindberg: je pensais faire tout juste ce qu'un homme du monde aurait fait à ma place. Schering: ich hielt alles für richtig, was ein Mann von Welt an meiner Stelle getan hätte.

Seite 269, Zeile 13: Strindberg: — On ne voit jamais le mari, répétait-on. Schering: — Man sieht niemals den Mann, wiederholt sie.

Seite 287, Zeile 11 bis 12: Strindberg: son propre enfant — véritablement abandonné aux mains d'une mégère vicieuse de quarantecinq ans. Schering: das Kind wird tatsächlich den Händen einer benachbarten (vicieuse!) Megäre von fünfundvierzig Jahren überlassen.

Seite 298, Zeile 27 bis 28: Strindberg: Tandis que se déroule le ruban des misères de mon mariage. Schering: Während sich das Elend meiner Ehe langsam (?) wie ein Band abrollt.

Seite 305, Zeile 15 bis 16: Strindberg: Et par ce coeur d'été, mes forces revenues, je chante. Schering: Den Sommer im Herzen, singe ich mit frischer Kraft.

Seite 315, Zeile 19 bis 21: Strindberg: avec sa perspicacité primesautière, il avait penétré mes secrets sans doute. Schering: mit dem Scharfblick, der den ersten Eindruck begleitet, hatte er mein Geheimnis ohne Zweifel durchschaut.

Seite 318, Zeile 4 bis 5: Strindberg: D'une faiblesse extrême, je passe des heures sur un canapé. Schering: Aeußerst schwach, verbringe ich die Stunden auf dem Sofa.

Seite 341, Zeile 30 und Seite 342, Zeile 7 bis 8: Strindberg: Type de rousse, la rousse, Schering: Russischer Typus und Russin: Dieser Uebersetzungsfehler ist umso ungereimter, als mehrmals in dem umstehenden Text (auch in der Uebersetzung von Schering) die Freundin als Dänin charakterisiert wird!

John Landquist

Baumeister Solness

Es erübrigt sich die Bedeutung von Henrik Ibsen zu betonen und sein großes Kunstwerk Baumeister Solness zu besprechen. Das Besprechen ist noch schlimmer als das Sprechen. Wenigstens das Besprechen, das keine Wunder tut. Nur Kunstkritiker müssen besprochen werden, damit sie schweigen lernen. Die Sprache ist den Herren so geläufig, daß sie die Zunge erst im Zaum halten, wenn die Peitsche droht. Ließe man sie auch ohne Zaum und Zügel über die so überaus beliebten grünen Wiesen laufen, kein Schrei würde aus ihrem Munde dringen. Sie würden nur das Maul aufreißen, um Wörter hervorzustoßen, die nicht menschlich sind und deren sich die Tiere nicht bedienen. Es mögen ja außerordentlich gute Menschen sein, diese Kunstkritiker auf den grünen Wiesen, sie mögen es ganz ehrlich meinen, daß sie bei Kunst kein tierisches Wohlbehagen empfinden, nicht satt werden und nicht warm werden. Doch sind sie sehr empfindsam. Sie frieren, wenn der Künstler aus Norwegen stammt, wo es so kalt ist. Sie schreien nach Brot, wenn sie eine Kunstkarte bekommen und nach Kunst, wenn die Brotkarte für ihren übermäßigen Magen nicht ausreicht. Auch von den Kunstkarten werden die Abschnitte abgetrennt und was dabei an Kunst übrig bleibt, war nicht einmal für eine Woche giltig. Wenn die Besprechenden besprochen werden und die Besprochenen kann man vielleicht Ehrfurcht vor dem Künstler heraufbeschwören.

Die Leute, die die „alte" Kunst gepachtet haben befinden sich auf fremdem Boden. Kunst ist niemals alt und niemals neu und ein Künstler, der unter die Erde ging, und ein Künstler, der auf der Erde geht, bleibt Kunstfremden, also vor allem Kunstkritikern, gleich fremd. Wenn der Körper einen Geist aufgibt, stürzt sich alles auf ihn, was keinen Geist besitzt. Die Kunsthistoriker und die Kunstjournalisten klauben nach Krümeln, die sie verspeisen können und von denen sie sich nähren. Gewiß, Sammeln gehört zu diesem Handwerk. Aber ein Krümel macht nicht satt, wenn er nicht verdaut werden kann. Und auch die Krümel sind nur zu gebrauchen, wenn sie in einen besonderen Mülleimer säuberlich zusammengepackt werden. Und gut sortiert. Das gibt eine Speise nach Jedermanns Geschmack. Aber durch Geschmack ist noch niemals Kunst entstanden.

Nicht nur ein reiner Magen, auch reine Hände gehören zum Kunstbegreifen.

*

Hilde Wangel ist kein Backfisch, die Kunst keine Angelegenheit für ältere männliche Backfische. Hilde Wangel ist der Glauben an das Künstlerische. Sie fordert Luftschlösser von ihrem Baumeister. Sie ist das unschöpferisch Schöpferische, das dem schöpferisch Unschöpferischen helfen will. Da kann man nicht helfen. Und als der Baumeister versagt, schon bei einem richtigen Bau versagt, der lange nicht bis zur Höhe der Luftschlösser ragte, bleibt für Hilde Wangel nur ihr Baumeister übrig, das Geschöpf einer Schaffenden, die nicht schaffen kann. Etwas, das Gestalt war, ohne gestaltet zu sein. Mein Baumeister.

Mein Baumeister, sagte Else Bassermann, die Darstellerin der Hilde Wangel. Unter ihrem Spiel, das nur ein Glücksspiel mit zahlreichen Nieten ist, wurde der Gatte mein Bassermann. Obwohl Albert Bassermann vielleicht der Baumeister werden könnte.

Die Gesamtaufführung im Lessingtheater war Nachahmung. Nachgebildet von einem Unschöpferischen, der sich vor das Schöpferische stellt, damit man ihn sieht. Aber man sieht ihn trotzdem nicht.

*

Die Berliner Presse freute sich, Ibsen wurde ihr durch die Aufführung menschlich nahe gebracht. Dieses Zeitungsdeutsch heißt übersetzt: Ein Krümel wurde gefunden, man kennt ihn, aber man weiß nicht, wo er herkommt. Oder: Eigentlich ist der Baumeister Solness ein Mensch wie unsereins, nur etwas zu nachdenklich, die Hilde Wangel wie eine Tochter von unsereins, nur etwas idealistisch, und seine Frau wie unsereins seine Frau „man möchte sie sehr liebhaben und trösten" sagte die „Presse". Natürlich hat unsereins die Frau Baumeister lieb. Oder, mit der Tiefe des Berliner Tageblattes gesagt: „Vorher gelangt das kaum erhoffte, das, wenn die Sache richtig angefaßt wird, die menschlichen Bezüge aus der grüblerischen Ornamentik herauszuholen und ans Licht zu stellen sind." Hoffentlich hat man auch die menschlichen Bezüge ordentlich gewaschen ehe sie so ans elektrische Licht gestellt wurden. Es ist zum Aufhängen. Wenn nur die Sache richtig angefaßt wird, lassen sich selbst aus der grüblerischen Ornamentik Stricke aufdrehen, die wie menschliche Bezüge aussehen und die dem Lessing-Theater sei Dank ohne Beziehungen zur Kunst sind.

Herwarth Walden

Der Sturm
Ständige Ausstellungen
in Berlin und Genf

Berlin W Potsdamer Straße 134 a

Zweiunddreissigste Ausstellung

Isaac Grünewald | Stockholm

Sigrid Hjertén-Grünewald / Stockholm

Edward Hald / Stockholm

Einar Jolin / Stockholm

Gösta Adrian-Nilsson / Lund

Geöffnet täglich von 10—6 Uhr / Sonntags von 11—2 Uhr

Eintritt 1 Mark / Jahreskarte 6 Mark

Monatlicher Wechsel

Sturm-Ausstellungen in Deutschland

April 1915

Hamburg: Franz Marc

Genf: Geschlossen

Verlag Der Sturm

Berlin W 9 Potsdamer Straße 134 a

Fernruf Amt Lützow 4443

Halbmonatsschrift Der Sturm

Erscheint am ersten und fünfzehnten jedes Monats

Dauerbezug

Gewöhnliche Ausgabe Für Deutschland und Oesterreich-Ungarn: Ein Jahr 6 Mark / Ein Halbjahr 3 Mark / Ein Vierteljahr 1 Mark 50 / Einzelheft 40 Pfennig / Für das Ausland bei direkter Zustellung durch die Post: Ein Jahr 9 francs / Ein Halbjahr 4 francs 50 centimes / Ein Vierteljahr 3 francs Einzelheft 50 centimes / Probenummer umsonst **Sonderausgabe:** Ungebrochene Exemplare auf holzfreiem Papier, Versendung in Rollen direkt durch die Post für Deutschland und Oesterreich-Ungarn: Ein Jahr 12 Mark / Ein Halbjahr 6 Mark / Für das Ausland: Ein Jahr 18 francs / Ein Halbjahr 9 francs / Von dieser Ausgabe werden Vierteljahrsbezüge, Einzelnummern und Probenummern nicht abgegeben **Der Sturm:** Erster Jahrgang, Nummer 1—56: 25 Mark / Zweiter Jahrgang, Nummer 57—104: 10 Mark / Dritter Jahrgang, Nummer 105—152/153: 20 Mark / Vierter Jahrgang 154—203: 6 Mark / Am 1. Juli wird der Preis des vierten Jahrgangs auf 10 Mark erhöht / Fünfter Jahrgang: 6 Mark

Die Zeitschrift Der Sturm ist durch alle Buch- und Kunsthandlungen, durch die Post, sowie direkt durch den Verlag Der Sturm, Berlin W 9, zu beziehen / Zum Einzelverkauf liegt Der Sturm in allen Bahnhofshandlungen, Kiosken u. Straßenständen auf Falls direkte Zustellung durch den Verlag Der Sturm unter Streifband oder in Rolle gewünscht wird, bitten wir den Betrag für den Dauerbezug bei der Bestellung oder bei Beginn des neuen Vierteljahres bis zum fünften des ersten Monats einzusenden / Andernfalls nehmen wir an, daß Einziehung des Betrages durch Nachnahme unter Berechnung des Nachnahmeportos gewünscht wird

Mappen und Alben / Verlag Der Sturm

Oskar Kokoschka: Zwanzig Blatt Zeichnungen / Strichätzung / Auf Kaiserlich Japan-Papier in Luxus-Mappe 25 Mark / Auf Costa-Karton in einfacherer Mappe 12 Mark

Kandinsky 1901—1913 / Monographie mit sechzig ganzseitigen Abbildungen und Text von Kandinsky / 10 Mark

Bücher aus dem Verlag Der Sturm

Hermann Essig: Der Frauenmut / Lustspiel / Überteufel / Tragödie / Ihr stilles Glück —! / Drama / Ein Taubenschlag / Lustspiel aus dem Leben einer Dienstherrschaft / Napoleons Aufstieg / Tragödie / Jedes Werk 2 Mark

Paul Leppin: Daniel Jesus / Roman / 2 Mark

Paul Scheerbart: Glasarchitektur / in einhundertundelf Kapiteln / Zwei Mark / Luxusausgabe in zwanzig numerierten und signierten Exemplaren auf Van Gelder Bütten, Decke und Vorsatzpapier von Anna Scheerbart fünfundzwanzig Mark / Verlag Der Sturm / Berlin W 9

August Stramm: Du / Liebesgedichte / Gebunden 3 Mark

Sturm-Bücher I: August Stramm: Sancta Susanna / 50 Pfennig / **II: August Stramm:** Rudimentär / 50 Pfennig / **III: Mynona:** Für Hunde und andere Menschen / 50 Pfennig / **IV: August Stramm:** Die Haidebraut / 50 Pfennig / **V: August Stramm:** Erwachen / **VI: Aage von Kohl:** Die Hängematte des Riugé / **VII: Adolf Behne:** Zur neuen Kunst / 50 Pfennig

Musik aus dem Verlag Der Sturm

Herwarth Walden: Dafnisllieder / Zu Gedichten von Arno Holz / Für Gesang und Klavier / 3 Mark / 50 Seiten / Nummer 1 einzeln: Er hört mit ihr den Gukguk schreyn / 50 Pfennig

Der Sturm / Heeresmarsch / Für Klavier / 50 Pfennig

Künstlerpostkarten / Verlag Der Sturm

Das Exemplar 20 Pfennig

Futuristen: Umberto Boccioni: Das Lachen / Luigi Russolo: Erinnerung einer Nacht / Zug in voller Fahrt / Gino Severini: Die Modistin / Ruhelose Tänzerin / Pan-Pan Tanz / Umberto Boccioni: Abschied / Kandinsky: Komposition 6

Franz Marc: Affenfries / Tierschicksale

Oskar Kokoschka: Utinam delectet

Robert Delaunay: La Tour

Jacoba van Heemskerck: Bild 2 / Bild 15

August Macke: Spaziergang

Karten von Macke / Münter / Marc Chagall (4) / Klee / Léger / Jawlensky / Werefkin / Gleizes / Archipenko / usw

Erschienen bisher 35 verschiedene Karten

Illustrierte Sturm-Ausstellungskataloge

Der Blaue Reiter / Severini / Archipenko / Skupina / Je 50 Pfennig / Die Futuristen 60 Pfennig / Otakar Kubin / Marc Chagall / Kandinsky / je 50 Pfennig

Erster Deutscher Herbstsalon / Mit fünfzig Abbildungen in Kupfertiefdruck / 2 Mark

Kunstdrucke aus dem Verlag Der Sturm

Oskar Kokoschka: Plakat für die Zeitschrift Der Sturm / Originallithographie / Das Exemplar 3 Mark

Oskar Kokoschka: Sonderdrucke der Menschenköpfe auf Japan- und Büttenpapier: 1 / Adolf Loos / 2 Herwarth Walden / 3 Karl Kraus / 4 Richard Dehmel / 5 Paul Scheerbart / 6 Yvette Guilbert / Das Exemplar 5 Mark

Gemälde / Aquarelle / Zeichnungen / Handdrucke / Plastiken

sind von folgenden Künstlern im Sturm ständig vorhanden:

Kandinsky / Franz Marc / Archipenko / Oskar Kokoschka / August Macke / Paul Klee / Carl Mense / Campendonk / Gabriele Münter / Jawlensky / Marianne von Werefkin / Albert Bloch / Hans Arp / Picasso / Albert Gleizes / Jean Metzinger / Marc Chagall / Fernand Leger / Jacoba van Heemskerck / Otakar Kubin / Emil Filla / Vinceuc Benes / Otto Gutfreund / Boccioni / Severini / Carra / Russolo / Francis Picabia / Schmidt-Rottluff / Walter Helbig / Max Pechstein

Verein für Kunst

Leitung Herwarth Walden / Zwölftes Jahr / Jahresbeitrag 20 Mark / Rechte der Mitglieder: Freier Bezug der Zeitschrift der Sturm / Freier Besuch aller Sturmausstellungen / Jedes Jahr frei eine Sturmpublikation

Das zwölfte Jahr beginnt am 1. April 1915 / Die **Sturmpublikation, die die Mitglieder des Vereins für Kunst im Jahr 1915/16 frei erhalten, ist: Heemskerck handgedruckter und signierte Holzschnitt auf Kaiserlich Japan-Papier**

Zeitschriften

La Cerba / Halbmonatsschrift / Florenz / Via Nazionale 25

Umelecky Mesicnik / Monatsschrift für neue und alte Kunst / Administration Prag I 5 Veleslavinova

Anzeigen

Es werden nur Anzeigen tatsächlichen Inhalts fortlaufend gesetzt aufgenommen. Hervorhebung von Worten ist nur durch Sperrdruck, von Namen nur durch halbfette Schrift, gestattet. Die dreigespaltene Zeile 60 Pfennig. Annahme von Anzeigen durch den Verlag der Sturm Berlin W 9

Die Zurückweisung von Anzeigen behält sich der Verlag Der Sturm ohne Angabe der Gründe vor

Soeben erschienen: Heemskerck-Mappe: Sechs handgedruckte und einzeln signierte Originalholzschnitte / Auflage 30 Mappen / Mappe 1—5 vorbestellt / Mappe 6—30 je einhundert Mark / Verlag Der Sturm Berlin W 9

Gemälde Gauguin zu verkaufen / Anfragen vermittelt Verlag Der Sturm, Berlin W 9

Poet-Lore Begründet 1890 / Eine Zweimonatsschrift, gewidmet der Dichtung und dem Drama der Gegenwart in allen Ländern / Probeheft gegen Einsendung von 6 Mark 50 Pfennig / Jahresbezug 21 Mark / Verlag Richard G. Badger / Boston / Mass / USA 194 Boylston Street

Umberto Boccioni: Pittura Scultura futuriste / Dinamismo plastico / 500 pagine / riproduzioni quadri e sculture / Edizioni futuriste di Poesia / Milano / Con ritratto dell'autore / Preis M 3,50 / Zu beziehen durch den Verlag Der Sturm / Berlin W 9

Anna Scheerbart / Handgefertigte farbige Vorsatz- und Deckelpapiere für Büchereinbände / Muster im Sturm (Ausstellungskasse), wo auch Bestellungen entgegengenommen werden / Deckel- und Vorsatzpapier Format 42 × 35 Mark 4

Notiz

Während des Krieges erscheint „Der Sturm" nur einmal monatlich als Doppelnummer. Die Mai-Doppelnummer erscheint am fünfzehnten Mai.

Verlag Der Sturm

Verantwortlich für den gesamten Inhalt und Verlag:
F. Harnisch / Berlin W 35
Druck Carl Hause / Berlin SO 26